

## Die barmherzige Barmherzige Schwester

Von Manfred Wieninger

Miki Granskis Reiseführer für seine Spurensuche in St. Pölten-Viehofen sind ein paar Kopien von Teilen des Tagesbuches seiner Mutter, die der 50-jährige IT-Manager aus Haifa mitgebracht hat. Die Tagebuchschreiberin wurde 1928 als Margareta (Greta) Balog in eine ungarische Arztfamilie im jugoslawischen Subotica geboren und wird am 16. Juni 1944 ebenso wie die gesamte jüdische Bevölkerung ihrer Heimatstadt gemeinsam mit ihrer Verwandtschaft in Viehwaggons getrieben. Ziel des Transportes ist Auschwitz, doch der mit rund 70 Personen völlig überfüllte Waggon der 16-jährigen landet nach einer drei Tage dauernden Horrorfahrt ohne Verpflegung und mit viel zu wenig Trinkwasser im Zwangsarbeiter-Zwischenlager Strasshof in der damaligen Ostmark. Mit Greta Balog haben zunächst ihre Eltern Ernst und Julia, ihre zwölfjährige Schwester Olga und ihre Großmutter Elvira Voida überlebt; Anfang Juli 1944 werden die Balogs gemeinsam mit 121 weiteren ungarischen Juden wieder in Eisenbahn-Waggons gepfercht. Das Ziel der Fahrt wird ihnen nicht genannt, der Zug scheint um Wien herumzufahren und dann Richtung Westen unterwegs zu sein. Die Verhältnisse in dem wiederum völlig überfüllten Viehwaggon während der langen Fahrt von Strasshof nach St. Pölten sind traumatisierend. Das sechzehnjährige Mädchen schreibt später in sein Tagebuch:

*„Seligmann Klara lag auf mir. Ich war im Schock. Ständig bohrte sich irgendein Eisen schrecklich in mich. Es kam mir vor, dass diese Nacht ewig dauerte.“*

Am Abend des 10. Juli 1944 kommt der Transport am St. Pöltner Hauptbahnhof an, wo die Zwangsarbeiter auch die Nacht verbringen. Am Morgen marschieren die 126 Gefangenen, eskortiert von drei Wachen namens Kubitschek, Losleben und Seif auf Fahrrädern, in Richtung Osten durch die Stadt bis zum Traisenfluss. Entlang dessen westlichen Ufers geht es in Richtung Norden, in die Au östlich des St. Pöltner Stadtteiles Viehofen, damals ein Industriedorf mit ein paar hundert Einwohnern. Die Neuankömmlinge finden ein leeres, umzäuntes Lager mit einigen Baracken vor. Außerhalb des Stacheldrahtes stehen eine Waschküche, ein WC und die größte, für den „Lagerführer“ Kubitschek bestimmte Baracke, die über einen Luftschutzbunker für ihn und die beiden anderen Wachen verfügt.

Die Viehofener Au gehört dem Grafengeschlecht derer von Kuefstein, deren jahrhundertaltes Schloss über dem Dorf thront. Betreiber des Lagers und damit quasi Arbeitgeber der ungarischen Juden ist der in St. Pölten ansässige Traisenwasserverband, der nach den verheerenden Hochwässern der Jahre 1940 und 1941 versuchte, den Fluss im Bereich von Viehofen zu regulieren. Ab 1942 hatte er sich dazu zunächst des Reichsarbeitsdienstes, dann Kriegs- und Strafgefangener sowie bis Anfang Juli 1944 ukrainischer Zwangsarbeiter bedient. Als letztere offenbar kriegswichtigeren Arbeitsstellen zugeteilt werden, sucht der Verbandsekretär Johann Gruber um neue Zwangsarbeiter an, ist aber dann nicht gerade glücklich über die vom Gauarbeitsamt zugeteilten jüdischen Arbeitskräfte, da ihm zu viele Kinder, Frauen und alte Menschen darunter sind.

Die schwere, erschöpfende Zwangsarbeit muss von den Erwachsenen an den Traisenufeln östlich des Lagers geleistet werden, wo Dämme zu bauen sind, um den mäandrierenden Fluss in ein gerades Bett umzuleiten. Die Kinder haben im Lager Holz und Balken zu sägen sowie andere Arbeiten zu verrichten. Als alleinige Verpflegung für die zunächst 126 Zwangsarbeiter sind 14 Brote vorgesehen, die jeden Tag von Greta und Olga Balog mit einem Handkarren von einer Bäckerei neben der Viehofener Schule abgeholt werden. Für die beiden Halbwüchsigen, die ein Dasein als Sklaven fristen, ist es schrecklich mit ansehen zu müssen, wie das Leben im Dorf Viehofen scheinbar völlig unbeeindruckt von ihren Qualen seinen ganz normalen Gang geht. Vor allem, wenn die Kinder in der Schule neben der Bäckerei fröhlich singen und lachen, ist den beiden jüdischen Teenagern ihr elendes Dasein besonders schmerzlich bewusst. Obwohl die Anzahl der Zwangsarbeiter in den folgenden Wochen und Monaten auf rund 180 ansteigt, werden nie mehr als 14 Brote zugeteilt. Vor allem alte Menschen im Lager erliegen dem Hunger, bis April 1945 sterben

acht von ihnen. Während die Zwangsarbeiter darben, wird das Wild in der Au, die gräflich-kuefsteinsches Jagdrevier ist, bis Kriegsende gut gefüttert. Auf Fluchtversuche stehe der Tod, wird den Lagerinsassen ständig eingeschärft, aber wohl aus Hunger und Verzweiflung werden trotzdem einige unternommen. Von diesen Flüchtigen hat man bis heute nie wieder etwas gehört...

Als Lagerarzt gelingt es Dr. Ernst Balog, der in Wien Medizin studiert hat und ausgebildeter Chirurg ist, nach einiger Zeit Beziehungen zu dem Chirurgen Dr. Weber im St. Pöltner Krankenhaus zu knüpfen. Der St. Pöltner Mediziner hat sein Büro mit dem Porträt eines von ihm verehrten Wiener Universitätsprofessors für Chirurgie geschmückt, das einst auch in Dr. Balogs Ordination in Subotica hing. Die beiden Kollegen kommen einander näher, und schließlich erhält der jüdische Lagerarzt sogar Medikamente für seine Patienten. Als trotz all seiner Bemühungen ein Typhusfall im Lager auftritt, wird Dr. Balog von der SS dafür verantwortlich gemacht und in Gegenwart aller Insassen ausgepeitscht. „Schweine-Jude!“, brüllt der SS-Mann bei jedem einzelnen Hieb, den er dem inoffiziellen Anführer der Lagerinsassen versetzt.

Ich stehe mit Miki Granski am östlichen Ufer des Viehofener Sees, eines rund 20 Hektar großen Schotterteiches, der in den sechziger Jahren ausgehoben wurde und unter dessen Fluten sich einst das Lager befand. Mikis Augen sehen für seine Mutter, die nach 1945 nie wieder hier war und nun nicht mehr reisefähig ist.

Die einzige Freude für die Lagerinsassen sind wohl die Nachrichten über das Vorrücken der alliierten Streitkräfte, die sie gelegentlich von italienischen Kriegsgefangenen aus einem weiteren Au-Zwangsarbeiterlager etwa einen Kilometer südlich erhalten. Die Italiener, die weit mehr Bewegungsfreiheit genießen, wickeln kurze, schriftliche Nachrichten um Steine und werfen sie über den Zaun ins ungarisch-jüdische Lager. Sie haben in einer ihrer Baracken ein illegales Radio und sind daher über den Kriegsverlauf bestens informiert. Als einige von ihnen bei einem Bombenangriff zu Ostern 1945 verwundet werden, werden sie ins jüdische Lager gebracht und dort von Dr. Balog im Rahmen seiner begrenzten Möglichkeiten chirurgisch behandelt.

In den ersten Apriltagen des Jahres 1945 ist bereits das Artilleriefeuer der sowjetischen Armee zu hören, deren Angriffslinien sich von Osten her der „Wirtschaftsgauhauptstadt St. Pölten“ nähern. Am Abend des 8. April erklärt der Lagerführer Kubitschek Dr. Balog, dass er sich mit seinen beiden Männern unverzüglich absetzen und die Lagerinsassen ihrem Schicksal überlassen werde. „Die Lagertore blieben unversperrt und die Wachen kamen auch in der Nacht nicht mehr zurück“, heißt es im Tagebuch von Greta Balog. Kaum jemand im Lager schläft in dieser Nacht, alle Insassen stehen vor einer existenziellen Entscheidung. Am Morgen des 9. April 1945 verlassen die fünf Mitglieder der Familie Balog das Lager und machen sich auf in Richtung Krankenhaus. Nur wenige wie etwa die Familien Kohn, Kraus und Weizenhoffer folgen ihrem Beispiel.

Durch den schlechten Gesundheits- und Ernährungszustand von Gretas Großmutter Elvira Volda dauert der Weg vom Aulager zum Krankenhaus, der normalerweise in nicht mehr als vielleicht 20 Minuten zu schaffen ist, mehrere Stunden – auch weil die Flüchtenden versuchen, die Strecke so weit wie nur irgend möglich in der Deckung von Au, Feld und Flur zu bewältigen. Im Spital bittet Dr. Balog den ihm bekannten Chirurgen Dr. Weber, ihn und seine Familie bis zum Einmarsch der Russen zu verstecken. Der Mediziner zögert zunächst, bringt die Flüchtlinge dann aber in einer Kammer im Keller der Isolierstation unter, in der in großen Holzverschlagen die Kleidung von Patienten gelagert wird, die an infektiösen Krankheiten wie Typhus, Fleckfieber usw. verstorben sind. Das Krankenhaus, das bereits unter gelegentlichem Beschuss durch Tiefflieger und weitreichende Artillerie steht, hat keine Möglichkeit mehr, diese Kleidungsstücke zu desinfizieren, ja nicht einmal zu verbrennen. Ein großes Schild an der Tür weist auf die Seuchengefahr hin und hält auch die SS davon ab, diesen Kellerraum in den nächsten Tagen zu betreten.

Nur kurze Zeit nach der Flucht der Balogs rückt die SS in das Viehofener Aulager ein und erschießt alle Alten, Kranken und Schwachen. Der Rest der Lagerinsassen wird in einem grausamen Todesmarsch nach Mauthausen getrieben.

Fünf Tage lang bleiben die Balogs hinter den Holzverschlagen versteckt. Eine mit Dr. Weber im Bunde stehende geistliche Krankenschwester, eine Nonne von den Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Vinzenz von Paul namens Schwester Andrea, versorgt die Ausgehungerten mit Brot und warmer Suppe. Allein der Anblick der weißen, gestärkten Flügelhaube der Schwester bedeutet Hoffnung für die fünfköpfige Familie, die es Tag und Nacht nicht wagt, sich zu rühren oder einen Laut von sich zu geben, um nur ja nicht entdeckt zu werden. Nach ein, zwei Tagen beginnen die Balogs wahre Höllenqualen zu erleiden, als Gretas schwerkranke und erschöpfte Großmutter einen nicht zu stoppenden Reizhusten entwickelt.

Am 13. April 1945 ist vor der Tür des Kellerverstecks plötzlich Russisch zu hören. Kurz darauf kommt Schwester Andrea in die Kammer und teilt der überglücklichen Familie mit, dass sie nun ihr Versteck verlassen könne.

„Dann passierte etwas Surreales. Mein Großvater Dr. Ernst Balog wurde gebeten, sofort als Operateur zu beginnen, weil es im Krankenhaus an erfahrenden Chirurgen mangelte und massenweise Schwerverwundete, russische und deutsche Soldaten, aber auch Zivilisten eingeliefert wurden, deren Leben oft nur durch Amputationen zu retten war. Mein Großvater sagte zu, begann unverzüglich zu operieren und rettete wohl auch das Leben von Menschen, die ihm das seine zur Hölle gemacht hatten“, erzählt Miki Granski, als wir vor dem ehemaligen Isolierpavillon des St. Pöltner Krankenhauses stehen, im dem seine Verwandten im Seuchenversteck überlebt haben.

Durch Recherchen im Ordensarchiv der Barmherzigen Schwestern konnte nun auch der bürgerliche Namen der Retterin Schwester Andrea herausgefunden werden: Ursula Skafar. Sie wurde 1893 im ungarischen Murabarat als Bauernmädchen geboren und trat 1912 bei den Barmherzigen Schwestern in Graz ein. Ihr ganzes Leben lang arbeitete sie als diplomierte Krankenschwester in vom Orden krankenflegerisch betreuten Spitälern, so auch von 1939 bis 1946 im Krankenhaus St. Pölten. Über die dramatische Rettung von fünf Menschenleben im April 1945 haben weder sie noch der Orden jemals ein Aufhebens gemacht, ja die 1976 in Wien verstorbene, barmherzige Barmherzige Schwester hat Zeit ihres Lebens nicht ein Wort über ihre mutige Tat verloren. Nur dem Tagebuch von Greta Balog ist es zu verdanken, dass die Retterin nun doch namentlich bekannt geworden ist.